(Autoriſé par la censure de la 4ᵉ zône.)

R. BREND'AMOUR & Co

St. Quirinus-Blatt

Wochenſchrift zur religiöſen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.
Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 20. Sonntag, 18. Mai. 1919.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 18. Mai: Erich.
Montag, 19. Mai: Emil.
Dienstag, 20. Mai: Bernardin.
Mittwoch, 21. Mai: Konſtantin.
Donnerstag, 22. Mai: Julia.
Freitag, 23. Mai: Deſiderius.
Samstag, 24. Mai: Johanna.

Sonntagsleſung.

Sei gern einſam und ſtill.

Suche dir oft eine ſchickliche Zeit aus, wo du allein bei dir ſelbſt, d. h. in deinem Innern zu Hauſe ſein kannſt. Und in ſolchen Stunden überdenke das Gute, das du von Gott empfangen haſt. Zeit findeſt du dazu, wenn du dich von dem unnötigen Geſchwätz, dem eitlen Umherlaufen und dem übermäßigen Zeitungsleſen losmachſt. Denn, was kommt zuletzt dabei heraus?

Der alte weiſe Seneka ſagt ſehr wahr: „So oft ich unter Menſchen geweſen bin, kehrte ich als ein geringerer Menſch zurück". Dies erfahren wir faſt immer, wenn wir uns müde geſchwatzt haben. Es iſt leichter nichts reden, als viel reden und nicht fehlen, denn Reden iſt Silber, Schweigen aber Gold. Niemand kann ſicher den Mund zu reden auftun, als der ihn gerne wieder zutut und dann auch etwas den Mund hält.

Ein heiteres Ausgehen bringt oft ein trübes Heimgehen, und manchem Jüngling und manchem Mädchen hat ein luſtiger Abend einen traurigen Morgen gebracht. So iſts mit jeder Sinnesluſt. Sie geht ſanft und koſend ein, aber zuletzt beißt und tötet ſie. Wie viele Gifte, die betäuben und töten, haben einen ſüßlichen Geſchmack.

Wie viele, die durch allerhand Plaudereien oder Leſen ſich den Kopf haben warm machen laſſen, ſind in ihrem Herzen ſchnell um ihre Ruhe gekommen. Mit den Neuigkeiten ſchleicht ſich oft neuer Unfriede ein. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Thomas v. Kempen I. 20.

Wer nach Innerlichem trachtet
Und nach Geiſtesleben brennet,
Iſt mit Chriſto nicht zu finden,
Wo die Menge läuft und rennet.

Religion und Jetztzeit.

Vor mehr als 100 Jahren ſchrieb der ſeiner Zeit berühmte Geſchichtsſchreiber Johann v. Müller an einen Freund: „Erfüllen Sie ſich mit dem Ernſt eines an Abgründen wandelnden Zeitalters". Das Wort gilt ganz gewiß auch heute. Wer iſt nicht ergriffen von dem Ernſt der am Abgrunde wandelnden Zeit! Der Gelehrte ſah damals die Gefahr einer Kataſtrophe heranrücken, über uns iſt ſie ſchon hereingebrochen.

Wir ſagen zwar heute, und gewiß nicht mit Unrecht, die ungeſunden ſozialen Verhältniſſe, wie ſie ſich durch den Kapitalismus und die Stellung der in der Induſtrie in Maſſen tätigen Arbeiterſchaft entwickelt haben, dann der Krieg mit ſeinem Zuſammenbruch und all ſeinen Folgeerſcheinungen, die ſchamloſe Ausbeutung in gewiſſenloſem Kriegswucher und die Verteuerung aller Lebensmittel ſind ſchuld an den jetzigen traurigen Verhältniſſen. Als aber der genannte Gelehrte vor 100 Jahren dieſen auch auf die heutige Zeit paſſenden Ausſpruch tat, da waren die Verhältniſſe nicht wie heute. Die franzöſiſche Revolution war überwunden, einen Kapitalismus und eine Fabrikinduſtrie gab es noch nicht, und wenn auch noch die Hand Napoleons ſchwer auf den deutſchen Landen lag, der große Eroberer hatte es doch verſtanden, durch eine ausgezeichnete Verwaltung geordnete rechtliche und geſellſchaftliche Zuſtände herzuſtellen. Woher denn nun damals die bange Vorahnung ſchlimmer Zeiten. Ja, der gelehrte Mann fand das Drohende der Zukunft in tieferen Urſachen, in Gründen, die in den Gemütern und geiſtigen Richtungen und Strömungen, denen die Menſchen folgen, liegen. Dieſer Stand des **geiſtigen** Lebens, die Vorſtellungen, die man ſich vom irdiſchen Daſein und ſeinem Ziel macht, wie der Menſch von Gott, ſeiner Vorſehung, einer einſtigen Vergeltung denkt, den Begriff, den er ſich von der Sünde, von dem, was gut und böſe iſt, macht, von der Verſöhnung mit Gott, dann, welchen Wert er den irdiſchen Gütern, Beſitz, Ehre und Genuß beilegt, die Vorſtellung von all dieſem, das ſind die unterirdiſchen Ströme, die zu ihrer Zeit hervorbrechen, die bereiten in den Gemütern den Feuerherd, der dann die Völker in heftigen Lavaausbrüchen mit feurigem Schlamm überſchüttet.

Wenn wir darum all die Gegenſätze der Gegenwart auf ihren letzten Gegenſatz zurückführen, ſo wird man ſagen müſſen: er iſt **religiöſer Art**. Mag man noch ſo oft betonen, Politik und wirtſchaftliche Fragen hätten mit der Religion nichts zu tun, es iſt und bleibt ein Irrtum. Die Art und Weiſe, wie man über Gott und Welt und das Verhältnis beider zueinander denkt, iſt im letzten Grunde entſcheidend über die geſamte Richtung der Gedanken, auch in den Fragen des rein natürlichen Lebens. **Alle** Fragen und Gegenſätze ſind im Grunde genommen religiöſe Fragen und Gegenſätze.

Es iſt ein oft angeführtes Wort des greiſen Göthe: „Das eigentlich tiefſte Thema der Welt- und Menſchengeſchichte, dem alle übrigen untergeordnet ſind, bleibt doch der Konflikt des Glaubens und des Unglaubens". Man braucht nur in einem Sprüchwortbuch nachzuſehen, was die Philoſophen, Dichter und Geſchichtsſchreiber von Religion ſagen, und man wird durchgehends, ob ſie nun auf einem gläubigen oder ungläubigen Standpunkt ſtehen, finden, daß ſie alle der Religion eine grundlegende Bedeutung für alle Fragen des öffentlichen Lebens beilegen, eine Erkenntnis, der ja neulich der gewiß nicht religionsfreundliche ſozialiſtiſche Kultusminiſter Haeniſch in Weimar Ausdruck zu verleihen ſich genötigt fand. Ja, ſogar einer der radikalſten Kommuniſten, der Freidenker Proudhon, konnte ſich dieſer Einſicht nicht entziehen: „Es iſt erſtaunlich", meint er, „auf dem Grunde aller Dinge ſtoßen wir immer auf die Religion". Dazu macht ein Spanier die Bemerkung: An der Tatſache ſei eigentlich nur das Erſtaunen Proudhons das Staunenswerte, das will ſagen: Es iſt nichts natürlicher, als das: Ueberall ſtoßen wir im tiefſten Grunde bei allen Lebensfragen auf die Religion. Denn der religiöſe Menſch — und ſo denn auch der unreligiöſe — iſt der innerſte Menſch. Von Zentrum aus aber beſtimmt ſich der geſamte Umkreis der übrigen Gedanken und Sinnesweiſe. Wie Kälte und Wärme, der Wechſel der Jahreszeiten mit ſeinem Blühen, Wachſen im Frühling und ſeinem Erſtarren im Winter von der Neigung der Erdachſe zur Sonne abhängt, ſo hängen auch im Leben der Menſchen und Völker die verſchiedenen Familien-, ſozialen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe davon ab, wie die Menſchen mehr oder weniger ſich von dem Glauben an Gott und ſeinen Geboten beſtimmen laſſen.

Es iſt das eine Ueberzeugung, die faſt alle bedeutende Männer, die als Politiker und Schriftſteller einen Namen haben, teilen. So ſchreibt z. B. der berühmte Hiſtoriker Treitſchke: „Am letzten Ende führt jede ſchwere ſoziale Frage den ernſten Beobachter auf die Religion zurück" und ein anderer berühmter

---

worin er ſeine Armut und Zufriedenheit als Franziskaner beſang. Herr Berg ſah daraus, daß die Poeſie ſeines Sohnes ein Erbteil von ſeiner feinſinnigen und frommen Mutter war. Niemand jedoch ahnte, wie tief dieſes Gedicht auf Maria Angela gewirkt.

Im Weinberg des Herrn.

Abermals ein paar Jahre ſpäter.

Wieder liegt ein großes Lloydſchiff zur Abfahrt nach Amerika fertig. Große und kleine Dampfer der verſchiedenſten Nationen beleben das Hafenbild. Ueber die weite Waſſerfläche ſpannt ſich der klare, blaue Himmel genau ſo ſchön wie vor Jahren und nur die Wolken zeigen in ihrem wechſelnden Zuge eine veränderte Geſtalt.

„Wie dankbar ſind wir Ihnen, Herr Berg, für Ihre Freundlichkeit und Mühe, mit der Sie uns hier zurecht gewieſen haben," ſprach eine Ordensſchweſter zu dem ſo Angeredeten, die mit noch andern Schweſtern ſoeben aus der Wartehalle trat, um ſich zum Schiffe zu begeben.

„Bitte, bitte! von Dank darf hier keine Rede ſein!" antwortete dieſer; „wie ſollte ich meiner lieben Tochter und ihren lieben Mitſchweſtern nicht noch ein letztes Mal behilflich ſein, ehe es fort geht?"

Schweſter Benita wird nun dem Bruder ein gutes Stück näher kommen," ſagte ſie ſcherzend zu der jungen Schweſter, die an der Seite des Herrn Berg ging.

„Aber was wird Felix ſagen, Maria Angela, wenn er die Nachricht bekommt, daß ſeine Schweſter ihm gefolgt, um auch fortan unter dem Sternenbanner zu wirken?" ſprach liebevoll der Vater zu ſeiner Tochter im Ordenskleide.

„Ja, lieber Vater! wie ſchön iſt doch meine Berufung nach Amerika; ſo bin ich doch in demſelben Erdteil, wo unſer Felix jetzt bald die heil. Prieſterweihe empfängt. Schade, es liegen doch noch viele Staaten der Union zwiſchen uns; er in Californien und ich in Ohio. Wären wir nur erſt glücklich an unſerm Ziele! Nicht wahr Vater, hätte ich wohl einmal gedacht, wenn wir als Kinder auf unſeren Landkarten Reiſen machten, daß Cleveland meine Heimat werden ſollte."

Maria Angela hatte vor einem Jahre ihr Lehrerinnenexamen glücklich beſtanden. Die häuslichen Verhältniſſe hatten ſich wieder ſehr gebeſſert; wenn auch nicht die frühere Wohlhabenheit zurückgekehrt war.

Sie hing mit ganzer Seele an ihrem lieben Penſionat, wo ſie ein paar glückliche Jahre verlebt hatte.

Als ſie dasſelbe verlaſſen mußte, ſchied ſie mit dem Wunſche, ſpäter wiederzukommen, und für immer im Kloſter „Unſerer lieben Frau„ zu bleiben. Das hat ſie bald getan. Als Schweſter Benita geht ſie jetzt nach Cleveland, um dort als Lehrerin und Erzieherin in der Kloſterſchule tätig zu ſein.

Der liebe Gott wird ſicher ihre Arbeit bei den Kindern der Yankees ſegnen, liebt ſie doch ihren katholiſchen Glauben und nicht weniger deutſche Sitte, zwei Güter, die ſie von vortrefflichen Eltern erhalten.

Sinnend ſteht Herr Berg wieder am Hafen und ſchaut dem davonfahrenden Dampfer nach, der ihm heute ſeine geliebte Tochter entführt.

Er war ganz ruhig geblieben, denn er ſah, er konnte ſein Kind nicht glücklicher machen, als es bereits war.

Dieſelbe Liebe, die den Bruder bewegte, Elternhaus und Vaterland zu verlaſſen, zog auch jetzt Schweſter Benita über den Ozean.

Schnell hat ſie ſich in der neuen Welt eingelebt. Das erſte Jahr iſt ihr durchaus nicht lang geworden, denn Arbeit gab es reichlich und außerdem mußte ſie ſich noch in der engliſchen Sprache vervollkommnen.

Eines Tages erhielt Schweſter Benita eine erfreuliche Nachricht aus San Franzisco. Pater Bernardus will ſeine Schweſter beſuchen, ehe er ſich nach Europa begibt.

Da ſehen ſich beide Geſchwiſter nun wieder.

„Wer hätte es nun wohl an jenem Abend, als du Deutſchland verließeſt, geſagt, daß wir uns in Nordamerika am Erie-See begegnen würden?" ſagte Maria Angela im Laufe der Unterhaltung.

„Und weißt du auch, wo ich von Europa hingehen werde, Schweſterchen?" fragte Pater Bernardus vergnügt.

„Wieder ſehr weit fort, Felix?"

„O ja! ein bischen weiter. Dann gehe ich als Miſſionar nach China."

Etwas ungläubig ſah Schweſter Benita den Bruder an und ſagte: „Willſt du denn dort die Lotosblume ſehen und in der Aſtronomie weiter ſtudieren?"

„Letzteres will ich allerdings noch von dem Chineſenvolke lernen, aber es iſt nicht die Hauptſache.

Ich habe mein ganzes Leben von nun an der Miſſion in China geweiht. Was der Fanatismus der Boxer in kurzer Zeit, in den vielen mit großer Mühe errichteten katholiſchen Stationen zerſtörte, das will ich mit Gottes Hilfe wieder aufrichten helfen. Ich bin ſtolz darauf, daß ich in die Fußſtapfen derer treten darf, die ihren Glauben mit Gut und Leben bezahlten."

Und du wirſt in Zukunft viel für mich beten, liebe Schweſter, damit ich ein tüchtiger Arbeiter im Weinberg des Herrn werde."

„Ja, das werde ich alle Tage tun, iſt doch der liebe Gott ſo gut mit uns geweſen," erwiderte Maria Angela. „Beide ſchickte er uns zu ſo früher Stunde in ſeinen Weinberg. Wir wollen auch niemals müde werden und erſt an Ruhe denken, wenn der himmliſche Vater uns »Feierabend« zuruft und dann dürfen wir hoffentlich kommen, um den verſprochenen Tagelohn in Empfang zu nehmen."

Unendlicher Jubel herrſchte im Hauſe der Familie Berg. Man erwartete Felix, der ſich bereits nach Deutſchland eingeſchifft und ſeine Lieben auf der Durchreiſe beſuchen wollte.

Der Vater reiſte ihm nach Bremerhaſen entgegen. Ungeduldig wartete er, bis endlich am fernen Horizont der erſehnte Dampfer in Sicht kam.

War das eine unbeſchreibliche Freude, nach jahrelanger Trennung ſich wiederzuſehen!

Der Vater war älter und etwas grau geworden, aber mit Stolz ſah er auf den Sohn, der ſo männlich in ſeiner vollen Jugendkraft vor ihm ſtand.

Und dann die Freude ſeiner Mutter! wer könnte dieſe ſchildern? Zwar fand Felix nicht den ehemaligen Wohlſtand, aber die Liebe der Eltern war die alte geblieben. Er ſah, ſie waren recht zufrieden und glücklich.

Den anderen Geſchwiſtern — Katharina war am Rheine verheiratet — mußte er unaufhörlich Neues erzählen. Beſonders lieb hatte ihn das kleinſte Geſchwiſterpaar, die den großen, fremden Bruder noch nicht kannten.

Nur zu raſch eilten die Tage der Freude dahin. Der Gehorſam rief Felix. So trennte er ſich noch einmal von den Seinigen und diesmal war es für — immer.

Mehrere Wochen ſpäter verließ er als Franziskaner-Miſſionar ſein Mutterkloſter und trat die Reiſe nach Aſien an.

Er iſt nun ſchon über ein Jahr in China und dort ſucht ſeine Liebe ſich mitzuteilen.

Maria Angela wirkt weiter in der Schule zu Cleveland. Sie verfolgt ihren richtigen Weg, denn es iſt für ſie der der Pflicht und Entſagung, und über denſelben hinaus erblickt ſie weit ihr großes, erhabenes Ziel.

Manchmal im Jahre bringt der Poſtbote einen großen, umfangreichen, mit vielen Stempeln und Marken verſehenen Brief.

Dann eilt die kleine fünfjährige Angela zu dem etwas älteren Bruder: „Sie hier, Richard! ein Brief von unſerer Maria Angela."

Dann kommt der kleine Mann und ſieht gar wichtig auf die Handſchrift, denn er geht ſchon zur Schule.

„Biſt du doch noch ein dummes Schweſterchen, der kommt doch garnicht aus Amerika, ſondern aus China, denn auf der Freimarke ſteht ein Drache." Dieſer Brief iſt alſo vom Felix, der mir ſicher etwas von den Heidenkindern erzählen will."

Bis Mittag müſſen ſie warten, bis der Vater heimkommt. Dann läßt Herr Berg ruhig das Eſſen kalt werden, wenn es ein Brief von den Kindern iſt.

Frau Berg ſchaut über die Schulter ihres Mannes auf das Schreiben.

Er reicht es ihr hin und ſagt zu den beiden Kleinſten, die mäuschenſtill auf die Eltern geſehen: „Bleibet auch ſo brav und gut, damit euere Eltern ſtets Freude an euch haben, auch wenn ihr ſchon groß geworden ſeid."

* *

Wir haben dieſe einfache und doch ſo rührende Geſchichte zweier Diaſporakinder hierhergeſetzt, um unſeren Leſern zu zeigen, wie Gottes Gnade auch auf einem Boden, der das volle Sonnenlicht katholiſchen Lebens entbehrt, ſo ſchöne Blumen der Opferliebe kann erblühen laſſen; dann aber auch, um wiederholt die Leſer zu bitten, doch den Bonifatiusverein, der gerade die Sorge für die Diaſporagemeinden mit ihren großen und kleinen unter Andersgläubigen zerſtreut lebenden Katholiken trägt, recht fleißig zu unterſtützen.

Güldene Brockenſammlung.

Die Leſer können leicht ſich denken — Wenn Samstag unſer Blättchen kommt — Daß wir den Blick gleich drin verſenken — Ob auch etwas der Sammlung frommt' —

Und wenn wir dann die Gaben ſehen — Die vielen wieder, klein und groß — Dann will es uns, wie dem, ergehen — Der grad gewann das große Los. —

Er klatſcht voll Jubel in die Hände — Und ruft: Das nenn ich mal ein Glück — Schon wieder dieſe ſchöne Spende — Von Bröckchen, wertvoll, Stück für Stück. —

Doch eins macht uns die meiſte Freude: — Kund gibt dadurch der Leſerkreis — Wie gern er ſtickt mit an dem Kleide — Von Gold zu Jeſu Ehr und Preis. —

Ich weiß, es könnten Leute geben — Die uns als Vorwurf werfen hin: — Wie hat bei unſerm Hungerleben — Noch dieſe Sammlung einen Sinn?

Doch mit Verlaub, mit dieſen Bröckchen — Wird wohl der Hunger nicht geſtillt — Wer dafür aus verlor'nen Eckchen — Sie wohl zu holen wär gewillt? —

Und dann, wenn uns die Zeiten mahnen — In allem liebet Sparſamkeit — Wie ſchön bewegt ſich in den Bahnen — So recht auch unſre Sammlung heut. —

Sie läßt nicht machen Prunkmonſtranzen — Die koſten ungemein viel Geld — O nein, im einzeln wie im ganzen — Sie's einfachſte für's ſchönſte hält.

Mag einer nur zum Goldſchmied gehen — Ob der, wenn mit dreihundert Mark — Er jetzt wollt' eine Monſtranz erſtehen — Nicht ſagte, Freundchen, das iſt ſtark.

Er wird ihn fragen ganz verwundert: — Kennſt du Metall und Arbeitslohn? — Gib ſtatt dreihundert fünfzehnhundert — Dann läßt ſich's überlegen ſchon.

O nein, wir dürfen allen ſagen — In den Monſtranzen, kommt und ſeht — Dem Heiland wieder aufgeſchlagen — Das kleine Haus von Nazareth. —

Nichts kann daran die Diebe locken — Nichts wiegt dran ſchwer in deren Hand — Doch welche Freude, welch Frohlocken — Bei Brüdern im Diaſporaland! —

Drum Freunde, wollt doch nicht verrammeln — Die alten Bröckchen in dem Schrank — O nein, wir wollen weiter ſammeln — Und legen's an auf jener Bank —

Die Kriege, ja Revolutionen — Nicht können machen je fallit — Hier hat, ſtatt hundert Millionen — Die gute Meinung nur Kredit. —

Der Witwe Scherflein, fromm gegeben — Das einſt ſie in den Kaſten warf — Auch heute noch im ew'gen Leben — Den ſchönſten Lohn erwarten darf. —

Kloſter Marienberg.

Ungenannt ein goldenes Kreuz. Ungenannt von Neuß 2 goldene Manſchettenknöpfe und einige Kleinigkeiten und 2 Mark. Ungenannt aus Lüttenglehn 1 ſilberner Teller. Ungenannt von Neuß ein goldener Ring. Ungenannt von Neuß 1 goldener Ring und eine Uhrkette. Ungenannt von Selikum 100 Mark. Ungenannt von Heerdt 1 Paar gold. Ohrringe und 10 Mark. Ungenannt von Neuß 1 goldenes Kreuzchen. Ungenannt von Neuß 2 Broſchen, 1 Kreuzchen, 1 ſilbernes Herzchen, 1 Löffelchen, 1 Meſſergriff. Ungenannt von Neuß 10 Mark in Silber.

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

Von 2 zugfeſten
Pferden
ſchweres und ein mit-
ſchweres, eins nach Wahl
verkaufen.
uhrgeſchäft Lenders,
Heerdt b. Neuß,
Neußerfurtherſtr. 39,
alteſtelle Handweiſer.

Starkes
Wagenpferd
verk. Herm. Schröder,
markt Nr. 21.

Mittelſchweres
— Pferd, —
ed. Gebrauch geeignet,
Plateauwagen
erk., auch zu vertauſch.
Joſef Kolt,
llerſtr. 27, Tel. 1011.

u jeder Arbeit brauch-
es I.
Ackerpferd
auft.
ocs, Uedesheim 38.

Doppelpony
mit Geſchirr und
Flachwagen
aufen geſucht.
Streger, Heerdt,
Krefelderſtr. 56.

Schöner
Doppelpony
abzug. weg. Platzmang.
ondorf, Sternſtr. 5.

ottes 5jähriges Pferd-
und Enten-Bruteier
en.
ſen, Hülchrath Nr. 1.

mſtändeh. zwei große
wei kleine Ziegen,
15—20 Ztr. Futter-
n preisw. zu verkauf.
bewirth, Bahnſtr. 11.

öne große Ziege
und Ziegenböckchen
verkaufen. Fallentein,
mtorſtraße 26.

ege zu verkaufen.
Spier, Spulgaſſe 21.

öhne zu verk.
Urbach, Hymgaſſe 21.

lender.

entral-Krankengeld-Zu-
von 11—12 Uhr bei
träge.

nigen. Zentral-Kran-
ag morgen von 11—12
r. Zahlung der Bei-

u. Beamtinnen, Neuß.
Dienstag u. Freitag
Abt., ½8 Uhr 2. Abt.
r Geſangabteilung. —
n Mitgliedern ſoll ein
et werden. Die Mit-
jus teilnehmen wollen,
7½ Uhr im Vereins-
en.

ſterpfarre. Sonntag,
Jugendabteilung nach
vom Kamillianerkloſter
fee (40 Pfg.) bis Mitt-

Sonntag, 18. Mai,
Kommunion in der
½5 Uhr Verſammlung
Die außerordentliche
s 13ſtündigen Gebetes

Sonntag, den 18. Mai
ünſterkirche. Mittwoch
benden Mitglieder des

arien. Morgen 7 Uhr
ittags 4—5 Uhr Bet-
Montag abend 8 Uhr

gen 7 Uhr gem. hl.
tern entlaſſenen Mäd-
Betſtunde. Dienstag
e. Nächſten Sonntag

reikönigen. Sonntag,
Uhr, dringende Chor-
Pflicht. Nachmittags
ammlung mit Vortrag

önigen. Sonntag, den
Erſlehung eines gerech-
ſen. 3¾ Uhr Fußball-
en 1. 2½ Uhr 2. ge-

eißenberg. Sonntag.
Meſſe gemeinſch. heil.
gungsandacht. 5 Uhr
lung im Jugendheim.

tracht.
abends ½6 Uhr,
kenich, Niederſtr.
bend,
iven Mitglieder mit
n werden.
geführt werden.
Der Vorſtand.

Vereinigungen
. deutſche Reich
ittgen.
., nachmittags punkt
taurants Pet. Schrills

rſammlung
nd Kriegerwitwen und
Der Vorſtand.

lumen,
nzengewächſe, Bukeils,
ts, Anſteckſträußchen,
goldene Hochzeiten,
eſchmackvoll arrangiert,
, Oberſtr. 97.
geſchäft am Platze.

Politiker C. Franz hat den Ausſpruch getan: „Eine religiöſe Erneuerung iſt ohne Frage das dringendſte Bedürfnis unſerer Zeit für alle Völker, ſo gewiß, als doch alle politiſchen und ſozialen Fragen im tiefſten Grunde auf die Religion zurückzuführen.“

Man ſagt zwar gerne, Religion ſei Privatſache. O nein, ſie iſt auch eine öffentliche Angelegenheit, eine Sache, die alle angeht, vollends die zentralſte und über das Leben des Einzelnen, wie das Wohl der Völker entſcheidende. Die Religion iſt eine große, ja die größte ſoziale Macht und darum hängen die Erſchütterungen des geſamten äußeren Beſtandes der Geſellſchaft, wie wir ſie jetzt erleben, in tiefſtem Grund mit der Erſchütterung der religiöſen Ueberzeugung, mit dem Unglauben und der materialiſtiſchen Weltanſchauung zuſammen, die einen perſönlichen Gott, ein ihm verantwortliches Gewiſſen, ein Fortleben der Seele nach dem Tode ausgeſchaltet haben und das Ziel der Menſchheit ganz entgegengeſetzt der Lehre Jeſu Chriſti auf das Wohlbefinden in dieſem Leben beſchränken.

Wenn dem nun aber ſo iſt, und auch bei den jetzigen weltbewegenden Fragen die Religion im Mittelpunkte des perſönlichen und öffentlichen Intereſſes ſteht, ſo muß jeder von uns ſich die Frage ſtellen: Wie ſtehſt denn du zur Religion?

Die Frage iſt damit ohne weiteres nicht beantwortet: ich halte meine religiöſen Uebungen. Gewiß, das ſind ſehr wichtige, notwendige, in vielen Punkten, wie Beſuch der Sonntagsmeſſe und Oſterkommunion, auch pflichtmäßige Aeußerungen des religiöſen Lebens, bei deren Fehlen man ja auch nach außen zeigen würde, daß einem die Religion und der Glaube gleichgültig geworden. Aber es kann jemand das alles, weil es einmal ſo Sitte und Gewohnheit iſt, weil alle das tun, in deren Gemeinſchaft er lebt, mitmachen und doch kann ſeine Stellung zur Religion nicht bloß viel zu wünſchen übrig laſſen, ſondern ſogar eine praktiſche Verleugnung desſelben ſein. „Das Reich Gottes“ ſagte der göttliche Heiland, „iſt in euch“. In unſerm Innern muß ſich die Gotteskraft der Religion ſo bewähren, daß ſie unſere ganze Geſinnung durchdringt, in allem unſeren Denken, Reden und Handeln zum Ausdruck kommt und wir uns überall als wahre Jünger Jeſu Chriſti bewähren: „Ihr ſollt mir Zeugen ſein“ ſagt der göttliche Heiland, in ganz Judäa, Samaria und auf der ganzen Erde, nicht bloß Zeugen ſeiner Lehre, ſondern auch Zeugen ſeines Lebens durch Nachahmung desſelben.

Wann biſt du denn ein Jünger Jeſu? Willſt du mein Jünger ſein, dann verleugne dich ſelbſt. Tuſt du das? Kämpfſt du wirklich gegen deine ungeordneten Neigungen? Wie ſteht es bei dir mit der Ehrlichkeit, der Gerechtigkeit? Hängſt du nicht ſo am Gelde, daß du es nimmſt, wo und wie viel du kriegen kannſt? Auch wenn dein Gewiſſen dir ſagt, das iſt Wucher und eine Unterdrückung der Armen? Haſt du dir da aus den Kriegsjahren nichts vorzuwerfen? Wie ſteht es in dem Punkte der Keuſchheit?

Kennſt du nichts von der eigentlichen Geiſtesſünde, dieſem direkten Widerſpruch gegen die Religion, dem Stolz? Wie viel Trümmer hat der Ehrgeiz der Staatenlenker, verbunden mit dem Mammonsgeiſt weiter Kreiſe in dieſem Kriege aufgehäuft! Und ob heute, wo über Nacht tauſende in den Staaten in hohe Stellungen gekommen ſind, bei keinem von dieſen der Ehrgeiz und die Habſucht eine Rolle ſpielt, ſondern alle von dem Gedanken ſich leiten laſſen, die Völker zu beglücken? Eine Menge Tatſachen ſcheinen für das erſte zu ſprechen.

Und dann, lieber Freund: Wie ſteht es bei dir mit der Liebe? Weißt du auch, daß der göttliche Heiland geſagt: „Daran ſoll man erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, daß ihr einander liebet“? Legt man dieſen Maßſtab an die gegenwärtige Zeit, ſo muß man ja ſagen: Die Zahl der Jünger Jeſu iſt beſchränkt. Völkerhaß im Kriege, Klaſſenhaß nach demſelben.

Aber greife jeder von uns, die wir vielleicht zu keiner dieſer beiden Gruppen, wo dieſer Haß bekannt iſt, gehören, in ſein eigenes Herz und frage ſich: Uebſt du wirklich die Nächſtenliebe? Sind Neid, Zorn, Ehrabſchneidung, Verleumdung bei dir unbekannte Dinge? Haſt du wirkliches Mitleid mit den Notleidenden und biſt bereit, ihnen zu helfen, ſo viel du kannſt? Denkſt du auch, wenn du in beſſeren Verhältniſſen lebſt, an die, die kümmerlich ſich durchs Leben plagen? Beſchränkſt du im Hinblick auf dieſe deine eigenen Bedürfniſſe?

Wie viel beſſer ſtände es heute um die Welt, wenn bei uns allen in des Herzens ungeordneten, ſelbſtſüchtigen Trieben eine Revolution der Liebe geherrſcht hätte und uns immer an unſere Pflicht gegen diejenigen hätte denken laſſen, denen Not und Elend alle Tage Tiſch und Bett bereitet. Vielleicht würden die Beſitzenden dann heute nicht die bange Furcht haben, daß ſie nun durch eine Revolution der Gewalt um ihr Eigentum kommen.

So ſollen wir doch alle in dieſer ernſten Zeit eine ernſte Gewiſſenserforſchung anſtellen, ob wir auf allen Punkten unſeres Lebens uns vom Geiſte der Religion Jeſu Chriſti beherrſchen laſſen, ob unſere Religion nicht bloß in gewohnheitsmäßigen religiöſen und kirchlichen Uebungen aufgeht und ſich darauf beſchränkt, ſondern ob wir auch wirkliche Nachfolger Jeſu Chriſti ſind und in ſeinen Fußſtapfen wandeln. In dem Punkte müſſen wir einſetzen, wenn wir unſerer Aufgabe in dieſer ſchrecklichen Zeit gerecht werden wollen.

Was ich tun muß.

(Für unſere ſchulentlaſſenen Kinder.)
Maria hält ihr Kind auf dem Schoß,
Da ruht es ſicher, da wird es groß.
An Tugend ſo reich und fromm geſinnt
Mußt wachſen du mit dem Jeſuskind.
Sankt Joſeph ſcheute nicht Sorg' und Müh',
Damit ihm das ſüße Kind erblüh'.
Drum ſei dir für Jeſus kein Weg zu weit,
Wenn zu ihm dich ruft das Glockengeläut.
Drei Tage ſuchten in bitterer Pein
Maria und Joſeph das Jeſulein.
So ſuche du reuvoll das göttliche Kind,
Wenn du es verloren durch ſchwere Sünd',
Und als Herodes das Kind wollt' bedroh'n,
Sind die Eltern beid' nach Aegypten geflohn,
So ſchließ deinen Jeſus ins Herz hinein,
Damit ihn nicht Läſterworte entweih'n.
Am Kreuz ſtand Maria in großem Schmerz,
Sah brechen das liebe Gottesherz.
Hab' acht, daß dein Leichtſinn und Sünd'
Nicht Nägel an ſeinen Händen ſind.
Maria und Joſeph haben den Lohn
Für ihre Leiden am Himmelsthron.
So halt' mit Maria und Joſeph dich gut,
Dann biſt du, mein Kind, in ſicherer Hut.
Sie wahren im Himmel den Platz für dich
Bei Gott und den Heiligen ewiglich.

Weniger reden.

Wer heute in der Eiſenbahn fährt, oder die Elektriſche benutzt, der wird vielfach geradezu erſchreckt durch eine Zuchtloſigkeit der Reden und Geſpräche, die in eine ſo niedrige Gemeinheit ausgeartet ſind, daß man meint, nicht mehr unter geſitteten, nein, überhaupt unter Menſchen zu ſein. Und wo es nicht gerade ſo ſchlimm iſt, da wird man wenigſtens oft genug erdrückt von einem arg einfältigen und nichtsſagenden Geplapper, von einem Uebermaß von nichtigen Wortaustauſch, dem jede Selbſtbeſinnung auf das, was man ſagen will, fehlt. Sieht man ganz ab von dem Zeter, Beſchimpfungen, Verleumdungen und läßt man dieſes geradezu Sündhafte außer Rechnung, ſo kann man ſolches gedanken- und ſinnloſe Gerede nur als Quatſch bezeichnen. Es iſt das eine Erſcheinung, die nicht gerade aus der Revolution herzuleiten iſt, denn auch vor ihr hat man ſolche Redereien gekannt, das ſich meiſt aus: nicht, ausgeſchloſſen, großartig etc. zuſammenſetzt, ſicher aber hat dieſe Art und Weiſe des Redens durch die Revolution eine große Förderung erfahren. Das ruhige beſonnene Denken iſt ausgeſchaltet. Die allgemeine Unzufriedenheit, der Haß, dazu die Lebensteuerung, der Hunger, der bei manchen Familien an die Türe klopft, laſſen die Menſchen überall, wo ſie ſich zuſammenfinden, ihren berechtigten und unberechtigten Gefühlen in einer Weiſe Ausdruck geben, dem jede Ruhe und Beſonnenheit mangelt.

Es iſt das kein gutes Zeichen der Zeit. Sie ſteht ja überhaupt unter dem Zeichen des Vielredens. Hat man doch ſogar die Nationalverſammlung in Weimar eine Schwatzbude genannt. Ein Vortrag folgt dem andern, eine Verſammlung löſt die andere ab. Nicht bloß, wie bisher, wiſſen die Männer zu reden, auch die Frauen verſtehen es. Die Zeitungen klagen über Mangel an Druckpapier und doch tiſchen ſie dem Vielbeſchäftigten jetzt ſchon eine faſt ungenießbare Menge an Leſeſtoff auf.

Es wäre wirklich gut, wenn wir wieder etwas mehr in die Schule des Schweigens gingen, und wir ſo etwas mehr zu einer inneren geiſtigen Stärkung des Menſchen kämen. In den Klöſtern weiß man, wie ſehr das Stillſchweigen zur Erlangung der Vollkommenheit beiträgt. Aber auch ſchon unter den weiſen Griechen legte die berühmte pythagoraniſche Schule ihren Jüngern eine jahrelange Probezeit des Schweigens auf.

Von dieſer beruhigenden Wirkung des Schweigens ſagt Thomas von Kempen: Das Schweigen des Mundes iſt ein großes Mittel, zum Frieden des Herzens zu gelangen. — Ob man nicht auch ſagen kann, im Schweigen ſei auch ein großes Mittel gegeben, den Frieden in der Familie und in der menſchlichen Geſellſchaft zu bewahren? Kommen nicht die meiſten Mißſtimmigkeiten und Uneinigkeiten im Hauſe dadurch, daß entweder Mann und Frau den Mund nicht halten können, oder die Nachbarſchaft allerhand Schwätzereien verbreitet?

Der Prophet Jeremias ſagte einmal: Es ſähe ſo traurig in der Welt aus, weil niemand nachdenke in ſeinem Herzen. Wie wahr iſt das? Muß man denn jeden, der einem auf der Straße begegnet und nicht zu unſerer Geſellſchaftsklaſſe gehört, für einen Unhold anſehen, für einen Feind, den man, wenn auch nicht zu ſchlagen, doch wenigſtens zu beſchimpfen ein Recht hat? Und muß man auf der anderen Seite nicht auch manche, jetzt zum Schrecken vieler, aller Vernunft widerſprechende revolutionären Erſcheinungen milder beurteilen, weil ein wilder Wahn wie eine anſteckende Krankheit die Menſchen ergriffen hat und ſie einfach von ihren Inſtinkten beherrſcht ſein läßt, und wie bei einem Fieberkranken nicht mehr der Verſtand, ſondern wilde Phantaſiebilder den Kranken gefangen halten?

Wie ſollten wir doch alle, jeder an ſeinem Platze, uns im Schweigen mehr üben, uns doch mehr von dem Grundſatze leiten laſſen, nicht recht haben, ſondern recht tun zu wollen, uns Mühe geben, in die Lebenslage und damit in den Gedankengang anderer uns hineindenken, und nicht im blinden Fanatismus uns und anderen einzureden, auf unſerer Seite ſei alles recht und auf der anderen Seite ſei alles unrecht.

Wir ſollten bedenken, unſere Erziehung, unſere Lebensgewohnheiten, der geſellſchaftliche Kreis, in dem wir verkehren, das alles kann uns leicht zu einer einſeitigen Beurteilung der Verhältniſſe bringen, in die wir nicht alle anderen hineinzwängen können.

Wir müſſen uns gewöhnen, nicht immer aburteilen und über andere richten zu wollen, ſondern auch das Zuhören und in Ruhe die Rede eines anderen zu würdigen lernen.

In wie vielen Fällen handelt es ſich ja doch nur um Mißverſtändniſſe und wer die in einer beſonnenen und liebevollen Weiſe aufzuklären und wegzuräumen ſucht und dabei den Andersdenkenden nicht mit Vorwürfen und Verachtung, ſondern mit Liebe und Freundlichkeit begegnet, der wird gewahren, daß er oft großen Erfolg hat. Mehr denken, weniger reden, und bevor wir reden, erſt alles gut überdacht haben, würde uns vor manchen Fehlern bewahren. Immer noch hat der alte Spruch ſein Wahres: Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold.

Der neue Bürgermeiſter.

Ins Dorf ein neuer Bürgermeiſter kam — Der Freund des Schneckeneſſens war — Heut grad nach einer Regenſchauer — Bot ſich ein reicher Fang ihm dar. — Und wie er nun in ſeinem Garten — Sich da um Schneck für Schnecke bückt — Da einer ſeiner braven Bauern — Erſtaunt ihn durch die Heck' erblickt. — Gleich er zu ſeinem Nachbar eilet — „Heil“ ruft er, „Hannes unſerm Ort, — Wir haben einen Bürgermeiſter, — Der iſt das Ungeziefer fort“.

Am Abend des 8. Mai.

Drei Tage warmes Maiwetter, und der Frühling konnte mit ſeinem Hofſtaat von Blättern, Blüten und Vogelgeſang ſeinen Einzug halten. In dreimal 24 Stunden hat die an unſerem Hauſe vorüberziehende Kaſtanienallee, die kurz vorher nur einige grüne Blätterläppchen in den ſchwarzen Aeſten und Zweigen hängen hatte, ſich zu einem dichten Laubdach ausgebaut und augenblicklich, wo wir dieſes ſchreiben, freut ſich der Abendwind, daß ihm in drallen Blättern der Frühling ſo viel Spielgenoſſen geſchenkt.

Im Garten drüben haben Birnen und Kirſchen ſchon ihre Blütezeit bald hinter ſich; um ſo friſcher aber ſtreckt der Apfelbaum ſeinen rotweißen Strauß uns entgegen. Junges Grün deckt wie Smaragd einen Teil der Aecker, während auf einem anderen Teil die jungen Pflänzchen der Sommerſaat ſich aus dem gelben Boden wie in Reihen geſtellte Grünrocke hervorrecken. Maleriſch ſchaut uns gegenüber aus dem reichen Baumwuchs des kleinen Dorfes der weiße Turm des Kirchleins hervor, und drüber hinweg beginnen in langem Zuge an den Hängen die Oefen der heute bis zum Aeußerſten in Anſpruch genommenen Brikettwerke zu leuchten. Der tagsüber immerwährende Verkehr der engliſchen Laſtautos erſchüttert nicht mehr das Haus. Der hübſche Ritt der Offiziere auf ſeinen Roſſen wirbelt keinen Staub mehr auf, und nur alle halbe Stunde ſauſt noch die Elektriſche, auch in den ſpäten Abendſtunden noch von Fahrgäſten vollgepropft, vorüber. Das nahezu volle Geſicht des Mondes hat Kraft genug, durch den Nebelſchleier, der die anderen Sterne unſichtbar ſein läßt, auf die Erde niederzuſchauen. Da draußen im Garten haben die Kinder, die zur Erholung in ihm wandern, mit den Vögeln ihr letztes Lied geſungen. Nur hier und da ſchlägt der treue Barey, der das Haus bewacht, noch an und ein Käuzchen läßt noch vom Turme herab ſeinen bangen Ruf erſchallen.

Wie ſchön iſt ein ſolcher Frühlingsabend, der uns einladet, für Gottes Güte und Liebe gegen die Menſchenkinder, denen er jetzt in der Pracht der Natur mit der Freude zugleich die Nahrung bereitet, zu danken!

Aber während es immer dunkler wird und da draußen die Blätter ſich für unſeren Blick verſchleiern, beſcheint die Lampe auf unſerem Tiſch ein anderes Blatt, in dem nichts von Frühling, nichts von Sonnenſchein, nichts von Freude ſteht, ein Zeitungsblatt, das uns in den eben in ihm veröffentlichten Friedensbedingungen von dem rauhen Winter erzählt, der in dem Frühlingsgarten des Schloſſes zu Verſailles über unſer armes Vaterland hereingebrochen. Nirgendwo erblüht da ein Frühlingsblümchen für uns, nirgendwo leuchtet ein Sonnenſtrahl, alles dunkle Nacht, alles froſtige Kälte. Schlimmer als die gefürchteten Maifröſte iſt die Kunde von einer ſchrecklichen und bedrohenden Zukunft über unſer Land gezogen, hat alle Vergnügungslokale geſchloſſen und in jedes Haus Trauer und Kummer getragen. Wird noch einmal für uns ein Frühling kommen? Was wollen wir anders tun, als beten und ſagen: Allmächtiger ewiger Gott, Herr, himmliſcher Vater, ſieh an mit den Augen deiner unendlichen Barmherzigkeit unſeren Jammer, Elend und Not!

Diaſporakinder.

VI.

Auf der Fahrt.

„Sehen Sie dort, Frater Bernardus, die Seeſchwalben und Möwen!“ ſprach ein älterer Pater, der bis jetzt den Gedankengang ſeines Schützlings nicht unterbrochen, „ſie begleiten uns am weiteſten. Aber nicht lange mehr, dann fliegen ſie zur heimatlichen Küſte zurück.“

„Unſerem Schiffe ſagen ſie gleichſam »Lebewohl«“. „Und dem heimfahrenden »Willkommen«,“ erwiderte der Angeredete, der nun mit Aufmerkſamkeit dem Fluge der Vögel folgte.

„Es iſt gut, daß wir dieſe Stunde vorüber haben, lieber Pater, nun habe ich mich auf's neue ganz dem lieben Gott geſchenkt.“

„Jetzt werde ich auch nicht mehr rückwärts ſchauen, ſondern immer vorwärts, wie der Maat dort auf ſeinem Ausguckpoſten.“

„Recht ſo! Bruder Bernardus,“ ſtimmte ſein väterlicher Führer in der gleichen Begeiſterung, mit der Felix geantwortet, bei. „Immer vorwärts und aufwärts den Blick, bis wir das große Ziel in Sicht haben.“

Felix' Herz ward nun ruhig, ſodaß er voll Bewunderung ſich dem Anblicke des Meeres hingab. Das Auge verlor ſich in endloſer Weite; nicht eingeengt durch enggezogene Grenzen wanderte es, ohne einen Ruhepunkt zu finden, über das Waſſer mit dem darüber geſpannten Himmel.

So ging die Reiſe weiter. Man paſſierte die Leuchttürme der Nordſee und tags darauf den gefürchteten Kanal. Nach einer mehrſtündigen Fahrt und einem kurzen Aufenthalt an Englands Küſte entſchwand auch dieſe dem Blicke und nun ging es mit größerer Geſchwindigkeit quer über den Ozean.

Die Seereiſe wurde für den empfänglichen Sinn Felix's ein wahrer Genuß.

Morgens erfreute er ſich an dem einzig ſchönen Anblick des Sonnenaufgangs; wenn die Königin des Tages im Oſten aus dem Meere ſtieg, um ihre Siegeslaufbahn zu beginnen und in ungezählten Waſſertröpflein ſich ihre Strahlen brachen, dann ſtimmte ſeine Seele in das Lob Gottes mit ein, der in dieſen Werken ſeine Größe und Allmacht offenbarte.

So wiederum ſtand er auch am Abend mit ſeinen Gefährten und ſah ſich das Schauſpiel der Natur an, wenn das Tagesgeſtirn in die Fluten verſank, die Nacht heraufzog, die zahlreichen Lichter an den Maſten und auf dem Schiffe angezündet wurden und droben am Himmel Mond und Sterne herniederleuchteten, als ebenſoviele Welten.

Nirgends iſt die Sternennacht prächtiger, als auf dem Meere. Felix hatte ſchon als Kind ſtets eine Vorliebe für dieſe Himmelskörper gezeigt. Jetzt hatte er die richtige Gelegenheit, ſie in ihrer ganzen Größe und Klarheit zu betrachten; dabei fand er immer wieder neue Sterne und Sternbilder, die er früher in der Heimat nicht ſehen konnte.

Zuletzt zog es wie Andacht durch ſeine Seele, wenn er dachte, wie dieſe unzähligen Welten ihre vorgeſchriebenen Bahnen wandeln und das Meer noch dieſelbe Sprache rauſcht, wie an dem Tage, wo ſein Schöpfer „Es werde“ ſprach.

Wie klein iſt doch der Menſch in dieſem unermeßlichen Univerſum! Unwillkürlich ſchloſſen ſich ſeine Hände zu einem vertrauensvollen Gebete zu dem himmliſchen Vater droben, damit er über ihn und alle ſeine Mitreiſenden wache.

So war dieſe Fahrt auch wieder lehrreich für Bruder Bernardus, denn er machte ſie mit offenen Augen und einem frommen Gemüte.

Nach mehreren Tagen erreichte der Dampfer glücklich den Hafen von New-York.

Von New-York führte die Pacifikbahn die Franziskanermiſſionare ihrem Ziele, San Franzisco, der Hauptſtadt Kaliforniens zu. Wie man vor wenigen Tagen den Ozean durchquerte, ſo jetzt per Bahn Nordamerika, vom atlantiſchen Ozean bis zur entgegengeſetzten Seite, dem ſtillen Ozean.

Herzlich froh begrüßte Frater Bernardus nach dieſer langen Reiſe ſeine neue Heimat, San Franzisco. Hier ſollte er nun ſeinem Studium leben und ſich für ſeinen ſpäteren Beruf vorbereiten.

Merkwürdig! Andere kamen hierhin als Goldſucher ihr Glück zu ſuchen und Frater Bernardus ſucht auch ein Glück hier!

Einige Monate ſpäter, nachdem Felix von ſeinen Eltern Abſchied genommen, traf dieſe ein ſchwerer Schickſalsſchlag. Durch mißglückte Spekulation geriet Herr Berg in eine traurige Lage, die Frau und Kinder gleichfalls traf.

Frau Berg zeigte ſich in dieſer Heimſuchung als eine mutige Frau. Zunächſt wurde das große Haus mit einer kleineren Wohnung vertauſcht.

Hatte man ſonſt noch fremde Leute für die Arbeit gehalten, ſo griff ſie jetzt ſelbſt mit ihren Kindern tüchtig ein.

Katharina war ſchon ſeit zwei Jahren aus dem Penſionate zurück und ihr dort ausgebildetes Zeichentalent verſchaffte derſelben ſchnell eine paſſende Stelle. Maria Angela hatte ſich ſchon etwas privatim vorgebildet, ſodaß in ein paar Jahren ihre Ausbildung im Inſtitut beendet ſein konnte. Von den andern Kindern konnte man noch nichts erwarten. Vielleicht brachte auch die Zukunft wieder beſſere Tage. Dieſe Hoffnung machte Frau Berg ihrem Manne immer, wenn er den Mut verlieren wollte, geltend.

Zwei Wochen vor Maria Angelas Abreiſe traf ein Brief von Felix ein. Er ſuchte die Seinen in dem Leid, das ſo plötzlich über ſie hereingebrochen, zu tröſten.

Beſonders war es ein ſelbſtverfaßtes Gedicht, das eine gute Wirkung nicht verfehlte. Es war die Erſtlingsgabe, die Felix den Eltern ſpendete,